

# Aus der Geschichte des Schweizerdeutschen Wörterbuchs

Von Hans Wanner

Erweiterter Separatabdruck aus Nr. 4290 der  
«Neuen Zürcher Zeitung» vom 4. November 1962

Der Plan zu einem schweizerdeutschen Wörterbuch tritt uns zum erstenmal bei dem Basler Professor *Johann Jakob Spreng* entgegen im Jahr 1743: «Ferners gedächte man aus den vornehmsten Orten der Eidgenossenschaft die den Schweizern eigene und geübten Deutschen anstößige Wörter und Redensarten zusammenzutragen und mit beygefügter reiner Verdeutschung unter dem Namen eines helvetischen Wörterbuchs seiner Zeit herauszugeben.» Spreng hat diesen Plan nie ausgeführt, dafür hat er unter dem Titel «*Idioticon Rauracum*» ein baseldeutsches Wörterbuch angelegt, dessen Manuskript 1760 abgeschlossen wurde. Zur gleichen Zeit entstand das «*Idioticon Bernense*» des Berner Gymnasiarchen *Samuel Schmidt*, wogegen *Bodmers* Zürcher *Idiotikon* Projekt blieb.

Das erste gesamtschweizerdeutsche Wörterbuch und überhaupt die erste gedruckte schweizerdeutsche dialektologische Arbeit ist der «Versuch eines schweizerischen *Idiotikon*», verfaßt von *Franz Josef Stalder*, Dekan in Escholzmatt, erschienen 1806 und 1812 (bei Sauerländer in Aarau) in zwei bescheidenen Bändchen. Kurz vor der Grundlegung der germanistischen Wissenschaft entstanden, vermochte das Werklein — wiewohl an sich eine höchst achtenswerte Leistung — wissenschaftlichen Ansprüchen nicht zu genügen. Stalder plante denn auch eine zweite, vermehrte Auflage; schon war eine Probeseite gedruckt, als der Ausbruch der Julirevolution in Paris dem Verleger den Mut raubte. So vermachte Stalder das Manuskript der Bürgerbibliothek in Luzern mit der Bedingung, es einem künftigen Schöpfer eines schweizerdeutschen Wörterbuches zur Verfügung zu stellen.

Es sollte noch drei Jahrzehnte dauern, bis dieser Fall eintrat. Wohl erließen 1845 *Ludwig Ettmüller* und *Ferdinand Keller* namens der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich einen Aufruf, Material für ein schweizerdeutsches Wörterbuch zu sammeln, aber ohne unmittelbaren Erfolg. Im Sommersemester 1846 hielt der Pfarrer Bern-

*hard Hirzel* — bekannt aus dem Straußenhandel — an der Universität Zürich eine Vorlesung über «Zürichdeutsche Grammatik»; einer der vier Hörer war der damals 20jährige Student *Friedrich Staub* aus Männedorf. Am 15. Februar 1862 stand dieser *Friedrich Staub* am Vortragspult der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, um über «Wert und Bedeutung des Dialektes» zu sprechen. Seine Worte zündeten dermaßen, daß noch am selben Abend eine Kommission zur Vorbereitung eines schweizerdeutschen Wörterbuchs bestellt wurde. Schon vier Monate später traten Forscher und Mundartfreunde aus verschiedenen Teilen der deutschen Schweiz im Künstlergüetli in Zürich zusammen und gründeten einen «Verein für das Schweizerische Idiotikon». Unter dem Datum des 15. Juni 1862 flog ein drei enggedruckte Quartseiten füllender «Aufruf betreffend Sammlung eines Schweizerdeutschen Wörterbuchs» ins Land hinaus. Aus diesem Dokument, das die Unterschriften von *Heinrich Schweizer-Sidler*, *Fritz Staub*, *Konrad Thomann*, *Salomon Vögeli* und *Georg von Wyss* trägt (verfaßt wurde es wohl von Staub), seien einige Stellen mitgeteilt:

«Es ist eine ebenso unläugbare wie wehmütig stimmende Thatsache, ... daß unsere nationalen Eigenthümlichkeiten, auf die wir uns so gerne und mit Recht etwas zu Gute thaten, eine nach der andern abbröckeln und dem gleichmachenden und verschleifenden Zuge der Zeit anheimfallen.» — «Dahin schwinden heimische Sitten und mit ihnen heimischer Sinn, die alten Bräuche und mit ihnen althergebrachter Glaube... Aber auf keinem Boden schleicht das Verderbniß so heimlich und darum so sicher wie auf dem unserer Mundarten.» — «Wir sind weit davon entfernt, den Segen einer einheitlichen ... Sprache gering zu schätzen... Allein das hindert uns nicht, unserer angestammten Sprechweise neben dem Hochdeutschen eine hohe Bedeutung für die Nation aus politischen, für die Sprache aus wissenschaftlichen Gründen beizumessen und den Vorwurf, als sei sie niedrig

und roh, entschieden zurückzuweisen. Unsere Sprache, das sind wir selber, und wer wollte sagen, es sei ein rohes Volk, das auf den Zinnen Europas wohnt! — «Es kann kein Zweifel walten, daß ein Wörterbuch des Schweizerdeutschen... eine höchst zeitgemäße und verdienstliche Arbeit wäre... Ob auch den schweizerischen Mundarten dasselbe Loos verhängt sei wie allem, was auf Erden lebt — es gilt, dem Tod den Stachel zu nehmen, indem wir, soviel nicht schon in die ewige Nacht gesunken ist, aufzeichnen und der Wissenschaft retten. Ist die Ernte einmal eingebracht, so werden wir erstaunen über den eignen Reichtum, den wir ungeahnt besessen, und Vielen wird erst dann der Respekt vor unserer Muttersprache erwachsen.» — «Allein, führen wir es uns wohl zu Gemüthe: ... Wir fahren jetzt rasch, sehr rasch, und ohne daß die Mitfahrenden dessen recht inne werden. Man glaubt es kaum, wie schnell alle Eigenthümlichkeiten der Völkerschaften in dieser Zeit, wo alles hastig auf Schienen rollt, wo, was der 1. Gott durch Berg und Tal getrennt hatte, von Menschenwitz zusammengewürfelt wird, wie schnell von jetzt an alle Gegensätze... sich abschleifen. Der Eisenbahntaumel, dem die lange gehütete Sprödigkeit der Jungfrau Helvetia auf einmal gewichen ist, macht Miene, Hand in Hand mit der Volksschule, mit ausländischen Elementen, die immer mehr in alle unsere Verhältnisse eindringen, und anderen, schlimmeren Bundesgenossen, mit dem Erbe der Altvordern aufzuräumen.» — «Wir glauben, die Ernte ist reif; es bedarf nur des Entschlusses, um die Schnitter zur Sammlung zu bewegen; Viele werden einer Anregung zu folgen bereit sein; Mancher hat im Stillen und mit verhältnismäßig beschränkten Mitteln bereits zu arbeiten begonnen; sollen der Arbeitseifer und das Gewonnene nicht verloren gehen, so mußte jemand den ersten Schritt thun und den zerstreuten Kräften ein Centrum für das nationale Unternehmen anbieten.»

Diesem Aufruf waren «*Bemerkungen für die Mitarbeiter*» beigelegt, die Anleitungen für die

Sammler enthalten. Für die Schreibung wird besonderes Gewicht gelegt auf die Quantität der Vokale, die Qualität der *a*- und der *e*-Laute sowie der Diphthonge und im Konsonantismus auf die Unterscheidung von Fortis und Lenis. In grammatischer Hinsicht wird unter anderem bei den Substantiven die Angabe des Geschlechts, des Plurals und des Diminutivs verlangt, für Adjektive Komparativ und Superlativ. Bei den Verben sollen neben dem Infinitiv die erste Person Singular Präsens, der Konditional und das Perfekt sowie alle Unregelmäßigkeiten angegeben werden, bei den Pronomen die ganze Deklination. Als ein Weg, den Wortschatz zu sammeln, wird empfohlen, «die zu gewissen Lebensgebieten gehörigen Ausdrücke zu erschöpfen», und dafür wird ein Schema geboten, das ohne weiteres als Ausgangspunkt für die heute üblichen Fragebücher dienen könnte. Neben diesen «Bemerkungen für die Mitarbeiter» wurde noch eine besondere Anleitung für die Exzerpierung älterer Quellen ausgearbeitet.

Es war ganz selbstverständlich, daß *Staub*, der von Anfang an die Seele des Unternehmens war, auch mit der eigentlichen Arbeit betraut wurde oder, wie er sich später ausdrückte, «dazu gepreßt wurde». Der Aufruf fand zwar einen lebhaften, zum Teil sogar begeisterten Widerhall, aber die vorgesehene Organisation, daß nämlich in jedem Kanton ein Komitee die Sammlung ins Werk setzen und beaufsichtigen sollte, funktionierte nur sehr mangelhaft. Immer wieder mußte Staub eingreifen, ermunternd, mahnend, fördernd, teils brieflich, teils durch persönliche Besuche. Diese zahlreichen Reisen nahmen trotz dem «Eisenbahn-*taumel*» sehr viel Zeit in Anspruch und stellten gelegentlich auch sonst ungewöhnliche Anforderungen, so etwa, als die Audienz bei einem Walliser Gewährsmann, dem greisen Pater Furrer, auf morgens 4 Uhr auf einem Maiensäß oberhalb Siders angesetzt war. Schließlich war die imposante Zahl von rund 400 Sammlern erreicht, aber da man ganz auf Freiwilligkeit angewiesen war, konnte es

nicht ausbleiben, daß sie sich sehr ungleich über das Land verteilten. Auch ihre Leistungen zeigten beträchtliche Unterschiede, quantitativ und qualitativ. Nicht alle hielten sich strikte an die Weisungen, was zeitraubende Rückfragen nötig machte — und der Redaktion auch heute noch manches Kopfzerbrechen verursacht.

Elf Jahre lang trug Staub die ganze Last allein, nur unterstützt von einer Bureaugehilfin. Erst 1873 erhielt er einen vollwertigen Mitredaktor in der Person seines Jugendfreundes *Ludwig Tobler*, als dieser nach wechselvollen Schicksalen von Bern nach Zürich berufen wurde als Professor für germanische Sprachwissenschaft. Es war Hilfe in der Not. Die am Idiotikon interessierten Kreise, die keinen tieferen Einblick in die vielfältigen Vorbereitungsarbeiten hatten, begannen immer lauter die baldige Publikation zu fordern, sehr gegen den Wunsch Staubs, der durchaus klar sah, was noch fehlte, um ein Werk zu schaffen, das nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft eine zuverlässige Grundlage für die Forschung bilden sollte. — Schon mit seiner Schrift: «*Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Lese schweizerischer Gebäcknamen. Aus den Papieren des Schweizerischen Idiotikon. Leipzig 1868*» hatte Staub eine Kostprobe dessen geboten, was in stofflicher Hinsicht vom Idiotikon zu erhoffen sei. 1874 veröffentlichte die Redaktion einen *Probabogen*, in dem verschiedene Möglichkeiten des Aufbaus und der Darstellung vorgeführt wurden. Vor einer definitiven Publikation waren aber noch zwei weittragende Entscheidungen zu treffen: *Gestaltung* und *Schreibung der Stichwörter* und deren *Reihenfolge*. Für Wörterbücher einer geregelten Schriftsprache liegen hierin kaum irgendwelche Probleme.

Um so schärfer treten sie bei den Mundartwörterbüchern hervor, und die Patentlösung, die alle Ansprüche zu befriedigen vermöchte, ist bis heute noch nicht gefunden. Nach intensivem Studium dieser Probleme entschied man sich 1875 im

wesentlichen und mit einigen Verbesserungen für das System, das *Schmeller* für sein «Bayrisches Wörterbuch» (1827 bis 1837) geschaffen hatte. Es besteht im wesentlichen darin, daß 1. für die Reihenfolge der Stichwörter primär die Konsonanten maßgebend sind, 2. im Anlaut B unter P eingereiht ist, entsprechend C (und Ch) unter K, D unter T, und in allen Stellungen V unter F, und 3. Zusammensetzungen unter dem Grundwort aufgeführt sind. Diesem — auf den ersten Blick befremdlichen — System fehlte es nicht an Gegnern, die es schließlich dazu brachten, daß das Eidgenössische Departement des Innern (offenbar gestützt auf eine eben erstmals ausgerichtete Subvention) eine nochmalige Abklärung durch einen größeren Fachkreis verlangte. Nun arbeitete Staub eine ausführliche Denkschrift aus unter dem Titel: «*Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern und die Revision des Alphabetes*. Ein Vorschlag zur Vereinigung, vorgelegt vom Bureau des Schweizerdeutschen Idiotikons» (1876). Diese Schrift wurde gedruckt und an einen großen Kreis von Fachleuten und interessierten Laien im In- und Ausland versandt mit der Bitte, zu den Vorschlägen Stellung zu nehmen. Es gingen 25 Antworten ein, darunter von bekannten Germanisten und Lexikographen wie *Braune*, *Lexer*, *Sanders*, *Sievers* und *Weinhold*. Drei Viertel davon stimmten den Vorschlägen zu, was — wie es im Jahresbericht für 1877 heißt — dazu führte, daß «der h. Bundesrath die Entscheidung uns anheimgab». Da versteht man den Stoßzeufzer der Redaktion: «Bei diesem Anlaß können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß die übrigen Prinzipienfragen, deren zu Dutzenden an der Herausgabe eines mundartlichen Wörterbuches hängen, nicht ebenso viel Zeit und Arbeit in Anspruch nehmen möchten.»

Auch nicht gerade leicht war es, einen Verlag zu finden; denn die schweizerischen Verleger rissen sich keineswegs um die Ehre, das Idiotikon unter ihre Obhut zu nehmen. Von 26, die angefragt wurden, waren nur 5 bereit, auf Besprechun-

gen einzutreten. Schließlich einigte man sich mit dem *Verlag Huber* in *Frauenfeld*. So vieles im Laufe der Jahrzehnte beim Schweizerdeutschen Wörterbuch gewechselt hat, der Verlag ist bis heute der selbe geblieben. Diese Treue gegenüber einem Werk, das dem Verlag vielleicht Ehre, aber kaum Gewinn einbringt, ist gar nicht so selbstverständlich und verdient darum Dank und Anerkennung.

Im Jahre 1881 erschien dann die *erste Lieferung*, die im In- wie im Ausland günstig bis begeistert aufgenommen wurde. Ich muß es mir versagen, auf die zahlreichen Rezensionen — selbst in französischen und englischen Fachschriften — einzugehen. — In regelmäßigen Abständen folgten sich die Lieferungen. Schon stand man im Anfang des 4. Bandes, als kurz nacheinander die beiden Männer, die die Hauptlast und die Hauptverantwortung trugen, durch den Tod abberufen wurden: Ludwig Tobler 1895, Friedrich Staub 1896. Noch wenige Jahre zuvor hätte dies den Fortgang des Werkes aufs ernsteste gefährden müssen. Zum Glück war nun der Mann bereits da, der zum Nachfolger Staubs prädestiniert war: *Albert Bachmann*. Zum erstenmal taucht sein Name im Jahresbericht von 1881 auf; unter den Einsendern von Wortmaterial wird da erwähnt: «J. A. Bachmann, Gymnasiast von Hüttweilen: äußerst sauber und verständnißvoll ausgearbeitetes Lokalidiotikon (800 Blätter)», und im folgenden Jahr lesen wir: «Studiosus A. Bachmann von Hüttweilen: 230 Zettel Fortsetzungen mit gewohnter Sauberkeit und philologischer Pünktlichkeit». Zehn Jahre später, 1892, trat Bachmann in den Dienst des Idiotikons, und nun, 1896, übernahm er eine doppelte Nachfolge: diejenige Ludwig Toblers auf dem germanistischen Lehrstuhl der Universität und die Friedrich Staubs als Chefredaktor des Idiotikons.

Bachmann war kein bloßer Nachfolger und Fortsetzer. Mit ihm beginnt eine neue Epoche am Idiotikon, nämlich die eines konsequenten Aus-



baus mit dem Ziel, das Wörterbuch mit den Fortschritten und den gesteigerten Anforderungen der Wissenschaft in Einklang zu bringen. Dieser Ausbau führt vom Idiotikon im ursprünglichen Sinne zum Thesaurus, mit andern Worten von der Sammlung landschaftlicher und lokaler Eigentümlichkeiten zur umfassenden Darstellung des gesamten schweizerdeutschen Wortschatzes der Gegenwart wie der Vergangenheit, oder — um noch einmal den Aufruf von 1862 zu zitieren — zum «nationalen Denkmal . . . in welchem die Denkart, Geschichte, Sitten und Kultur . . . der ganzen deutschen Schweiz sich spiegeln». Dieser Ausbau, zusammen mit dem anhaltenden Zustrom neuen Materials, hatte freilich zur Folge, daß eben heute, 100 Jahre nach der Grundsteinlegung, der Bau immer noch nicht vollendet ist.

Im Anfang des 10. Bandes stand das Wörterbuch, als 1934 der Tod Bachmanns Wirken ein Ende setzte. An den Uebergang der Leitung auf *Otto Gröger*, der bereits seit 1911 der Redaktion angehört hatte, knüpften sich zwei wichtige *Änderungen in der Organisation*. Fast 40 Jahre war die Chefredaktion in Personalunion mit dem germanistischen Lehrstuhl verbunden gewesen. So fruchtbar sich diese Verbindung ausgewirkt hatte, so überstieg sie auf die Dauer doch die Kraft eines Einzelnen. Nun erhielt das Idiotikon wieder einen vollamtlichen Chefredaktor, aber — und dies ist die zweite Neuerung — in veränderter Stellung. Bachmann hatte die alleinige Verantwortung für das Werk getragen, daher die Manuskripte seiner Mitarbeiter bis ins letzte Detail nachgeprüft und nach Bedarf überarbeitet, was schon bald seine ganze dem Idiotikon zur Verfügung stehende Zeit in Anspruch nahm — und in späteren Jahren noch die einer Hilfskraft. Seit der Reorganisation von 1934 ist jeder Redaktor für seine Beiträge primär selber verantwortlich, und zwar auch nach außen, weshalb er die von ihm verfaßten Artikel mit seinen Initialen zeichnet. Diese Regelung hat sich vollauf bewährt. Man darf mit gutem Gewis-

sen sagen, daß seit ihrer Einführung die Qualität keine Einbuße erlitten hat. Der Uebergang zum neuen System wurde gewaltig erleichtert durch Otto Grögers reiche Erfahrung und vielseitiges Wissen, eine Erfahrung, die er — soweit es an ihm lag — auf seinen Nachfolger zu übertragen sich bemühte, so daß, als Gröger 1951 in den Ruhestand trat, der Wechsel in der Leitung keine schweren Erschütterungen verursachte.

Es bedarf keiner näheren Begründung, daß Selbständigkeit anstelle des subalternen Verhältnisses und öffentliche Verantwortlichkeit anstelle der Anonymität die Arbeitsfreude und Opferwilligkeit der Redaktoren nur fördern konnte. Es ist ja an sich für qualifizierte junge Wissenschaftler wenig verlockend, sich in den Dienst eines Werkes zu stellen, bei dem man gezwungen ist, in den Fußstapfen der Vorgänger weiter zu wandeln, statt daß man selber von Grund auf neu gestalten könnte. Mit Wörterbucharbeit macht man sich auch keinen Namen: der Benützer zitiert nicht den Verfasser der einzelnen Artikel, sondern (bestenfalls!) das Wörterbuch. Begreiflicherwise empfinden junge Forscher das besonders stark. Um so notwendiger ist es, ihnen wenigstens das Höchstmaß an Selbständigkeit und Entfaltungsmöglichkeit zu gewähren, das sich mit der Aufgabe vereinbaren läßt. Bis in die dreißiger Jahre klagen sozusagen alle Jahresberichte über den andauernden Wechsel in der Redaktion. Wenn seit-her eine bemerkenswerte Stabilität eingetreten ist, so darf das wenigstens zum Teil der geschilderten Reorganisation zugeschrieben werden.

Es würde zu weit führen, hier sämtliche früheren Redaktoren nach Verdienst zu würdigen; doch seien wenigstens diejenigen aufgezählt, die dem Idiotikon während längerer Zeit gedient haben, nämlich *Rudolf Schoch* (1882—1902), *Heinrich Bruppacher* (1886—1906), *Eduard Schwyzer* (1898—1926), *Hermann Blattner* (1905—1910), *Jakob Vetsch* (1905—1914), *Walter Clauss* (1924 bis 1931), *Eugen Dieth* (1927—1936), *Clara Stock-*

meyer (1925—1955), *Ida Suter* (1929—1959), *Guntram Saladin* (1933—1957). Dazwischen tauchen für kurze Zeit viele andere Namen auf, so etwa *Eduard Hoffmann-Krayer*, *Johann Ulrich Hubschmied* und *Karl Stucki*. In diesem Zusammenhang darf die zweite und wohl noch stärker wirkende Ursache des häufigen Wechsels nicht verschwiegen werden: die stets bescheidenen, während Jahrzehnten aber völlig inadäquaten Gehälter. Staub hat die ersten zwölf Jahre ohne jegliche Entschädigung gearbeitet und erst noch eine beträchtliche Bibliothek aus eigenen Mitteln beschafft. Als ihm 1875 erstmals eine Jahresbesoldung von 2000 Franken zugesprochen werden konnte, mußte ihn der Vorstand zur Annahme geradezu zwingen. Staub hatte nämlich gehofft, das Idiotikon ohne Beanspruchung staatlicher Gelder schaffen zu können. Er hatte seinen eigenen patriotischen Idealismus als Maß genommen — und sich damit getäuscht. Die Beiträge der Antiquarischen Gesellschaft und private Spenden vermochten bald die bescheidensten Auslagen nicht mehr zu decken. Staubs unmutsvolle Worte im Bericht von 1868 von der «bitteren Schwierigkeit, den Funken des Interesses für ein dividendenloses und scheinbar müßiges Unternehmen anzufachen», waren zwar nicht speziell auf die finanzielle Seite gemünzt, sollten aber doch gerade für sie Geltung erlangen.

So blieb nichts anderes übrig, als bei Bund und Kantonen um Hilfe nachzusuchen. «Wir haben», sagt der Bericht von 1874, «nicht ohne ernstliches Widerstreben diesen Entschluß gefaßt... Der schöne Traum, das Vaterland und seine Behörden eines Tages mit der Frucht vielseitiger Opferwilligkeit seiner Söhne überraschen zu können, hat vor der nüchternen Berechnung weichen müssen... Der freien Thätigkeit bleibt auch jetzt noch Spielraum genug übrig, und wir werden bis ans Ende an die Opferfreudigkeit unserer Mitbürger... appellieren müssen.» Erst dem zweiten Gesuch an den Bundesrat war Erfolg beschieden. Seit 1874

leistet der Bund einen Beitrag, und seit jenem Jahr fließen auch Beiträge von einzelnen Kantonen (heute von allen), aber noch für längere Zeit eher unregelmäßig und in bescheidenem Umfang. Die in den ersten Jahren auf je 3000 Franken bemessene Bundessubvention stieg bis auf 12 000 Franken im Jahr 1905, wurde 1915 auf 7000 Franken reduziert und 1919 wieder auf 12 000 Franken erhöht. Dem Anstieg auf 30 000 Franken (1928) folgten in der Krisenzeit der dreißiger Jahre mehrmalige Reduktionen auf schließlich 18 000 Franken (1937). Trotz scharfer Teuerung infolge des Zweiten Weltkriegs trat erst 1943 eine Erhöhung auf 22 500 Franken ein. Die Beiträge der Kantone bewegten sich in jenen Zeiten um jährlich 10 000 Franken herum.

Kein Wunder, daß die von jeher angespannte Finanzlage des Idiotikons sich in den dreißiger und vierziger Jahren zu einer Krise in Permanenz steigerte. 1947 spitzte sich diese derart zu, daß man zum ungewöhnlichen Mittel einer öffentlichen Sammlung greifen mußte, um eine Katastrophe abzuwenden. Das alle Erwartungen übertreffende Ergebnis von rund 95 000 Franken war in erster Linie den Spenden von Firmen und Körperschaften zu verdanken. Daß aber ein Betrag von rund 10 000 Franken zusammenfloß aus zahlenmäßig kleinen Gaben von 1 bis 50 Franken aus den verschiedensten Volkskreisen, bedeutete eine moralische Rückenstärkung, die nur der voll zu ermes- sen vermag, der jene deprimierenden Jahre selber erlebt hat. Auch die Behörden blieben nicht ungerührt; der Bund steuerte von 1948 an wieder 30 000 Franken bei; die Kantonsbeiträge stiegen von 10 500 Franken im Jahr 1947 auf 19 400 Franken im Jahr 1948 und 27 000 Franken im Jahr 1949. Damit war auch der Boden vorbereitet für den *«Bundesbeschluß vom 23. Juni 1955 betreffend die Unterstützung der nationalen Wörterbücher»*, der jedem der vier Wörterbücher vorläufig bis 1964 einen Bundesbeitrag von 65 % der Ausgaben, aber jährlich maximal 60 000 Franken zusichert.

Damit sind die Finanznöte keineswegs behoben, weil die fortschreitende Teuerung sie stets von neuem verschärft. Der entscheidende Fortschritt des zitierten Bundesbeschlusses liegt darin, daß überhaupt einmal für eine Reihe von Jahren ein bestimmter Betrag fest zugesprochen wurde, das heißt, daß der Haupteinnahmeposten nun den Zufälligkeiten der jährlichen Budgetberatungen entzogen ist. Dieser Fortschritt ist eine Frucht der gemeinsamen Anstrengungen der vier Wörterbücher (außer dem Idiotikon: *Glossaire des Patois de la Suisse Romande*, *Dicziunari Rumantsch Grischun*, *Vocabolario della Svizzera Italiana*), woran von seiten des Idiotikons die Herren *Prof. Rudolf Hotzenköcherle* und *Prof. Max Wehrli* einen hervorragenden Anteil geleistet haben.

Man hätte vielleicht erwartet, daß beim gegenwärtigen Anlaß diese leidigen Finanzangelegenheiten für einmal schweigend übergangen würden. Allein wenn ein Werk nach hundert Jahren immer noch nicht vollendet ist, dann fühlt man sich weniger zur Jubelfeier gestimmt als vielmehr zu Entschuldigung, und die finanziellen Verhältnisse bilden eben eine sehr wesentliche Ursache dafür, daß das Wörterbuch noch nicht weiter gediehen ist. Wiewohl nun in diesem Abschnitt leider viel vom fehlenden Geld die Rede sein mußte, so darf das keineswegs zu verbitterter Undankbarkeit verleiten, im Gegenteil, es soll Anlaß sein, das verständnisvolle Wohlwollen, das das Wörterbuch bei Behörden, Stiftungen, Firmen und Privaten doch immer wieder gefunden hat, mit wärmstem Dank voll zu anerkennen.

Wie schon erwähnt, wurde 1862 ein «Verein für das Idiotikon» gegründet. Dieser versammelte sich 1863 nochmals, und zwar in Olten. Dann aber hört man nichts mehr von ihm. 1888 wurden neue Statuten aufgestellt. § 1 davon lautet: «Die Bearbeitung und Herausgabe des Schweizerischen Idiotikons ist ein auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 1862 gegründetes Unternehmen und steht unter dem Patronat der-

selben.» § 4 bestimmt: «Die Antiquarische Gesellschaft überträgt die Besorgung aller Angelegenheiten des Idiotikons einem von ihr zu ernennenden Leitenden Ausschuß.» Doch auch diese Oberhoheit der Antiquarischen Gesellschaft scheint sich schon bald verflüchtigt zu haben. Der «Leitende Ausschuß» aber waltete weiter seines Amtes, sozusagen aus eigener Machtvollkommenheit; traten Vakanzen ein, so ergänzte er sich selber. Erst gegen Ende der vierziger Jahre empfand man Skrupel darüber, daß man eigentlich gar kein rechtlich begründetes Mandat habe. Um dem Unternehmen eine ihm bis dahin fehlende juristische Form zu geben, entschloß man sich 1950 zur Gründung des «Vereins zur Herausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuches». Eine stattliche Zahl bekannter Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Politik und Wirtschaft haben in diesen hundert Jahren als Mitglieder des Ausschusses oder Vorstandes dem Idiotikon ihre wertvollen Dienste geliehen. Als Präsidenten amtierten: *Prof. Georg v. Wyss* (1862—1893), *Prof. Alfred Schneider* (1894—1904), *Oberst Ulrich Meister* (1904—1917), *Prof. Adolf Kägi* (1917—1922), *Stadtpräsident Hans Nägeli* (1922—1939), *Regierungsrat Robert Briner* (1939—1960), *Regierungsrat Walter König* (seit 1961).

Zum Schluß noch ein ganz kurzer Blick auf die Zukunft. Der Prospekt von 1880 rechnete mit vier Bänden und einer Erscheinungsdauer von zwanzig Jahren. Anfangs der neunziger Jahre sprach Ludwig Tobler vom «Gespenst des Anwachsens auf acht Bände und des Abschlusses erst um 1920». Heute stehen wir im Anfang des dreizehnten Bandes, und zwei oder drei weitere Bände wird es bis zum Abschluß noch benötigen. In einer Eingabe an den Bundesrat im Zusammenhang mit dem erwähnten Bundesbeschluß wurde als Termin der Vollendung das Jahr 1990 genannt. Auf Grund der seitherigen Erfahrung kann man die Prophezeiung wagen, daß dieses Programm eingehalten werden kann, wenn gewisse Voraussetzungen zu-

treffen. Eine davon ist, daß sich die äußern Bedingungen mindestens nicht verschlechtern, namentlich daß die gegenwärtige Zusammensetzung der Redaktion erhalten bleibt — und das ist (soweit es menschlicher Macht unterliegt) vorwiegend eine finanzielle Frage. Eine andere Voraussetzung ist ein gewisses Maßhalten mit Bezug auf den Umfang der einzelnen Artikel, obwohl eine Arbeitersparnis sich damit nur beim Satz und bei der Korrektur erzielen läßt, da der Verfasser eben doch das ganze vorhandene Material durcharbeiten muß. Die Notwendigkeit einer Auswahl ist zwar durchaus nicht neu, aber die stets noch zunehmende Fülle des Stoffes macht sie je länger desto zwingender. Selbstverständlich darf dem Benützer nichts, was irgendwie von Belang ist, vorenthalten werden. Selbstverständlich ist daran festzuhalten, daß ein wissenschaftliches Wörterbuch nicht nur ein Nachschlagewerk, sondern gleichzeitig eine Stoffsammlung für die Einzelforschung sein muß, und diesen Stoff stellen vor allem die Belegstellen dar. Ebenso sicher aber gibt es eine gewisse Grenze dessen, was zweckdienlich oder überhaupt noch benützbar ist. Diese Grenze wird wachsam im Auge zu behalten sein. Und vor allem: beherzigen wir, was Albert Bachmann 1919 in einem Vortrag über das Idiotikon vor dem schweizerischen Gymnasiallehrerverein sagte: «Erschöpfen läßt sich ja eine lebende Sprache niemals, aber das Erreichbare muß unser Ziel sein.»

